

# der Kreisel

SCHULZEITUNG DES GYMNASIUMS AN DER KARLSTRASSE · BREMEN



Frauen am Brunnen  
Linolschnitt von Traudlind Weigmann, 11 b

# Pastorale

Holzschnitt (1 Platte, schwarz) von Walter Herzger

Herzger, geb. 1903 in Leipzig, studierte 1921 - 1924 am Bauhaus Weimar unter Paul Klee

Dieses Bild habt Ihr jetzt öfter vor Augen. Es hängt, wo es hängen muss: im Musiksaal. Hier ein Stück aus einem Gespräch, wie es Gudrun Netzel vor diesem Bilde erdacht hat.

Es sprechen: ein Schalk,  
ein Simpel und  
ein nachdenklicher Kopf.

Jutta: Ein Mann spielt auf einer Flöte und hütet eine Ziege. Witzige Sache. Nicht schlecht gemacht. Abstrakte Kunst, erkenn ich, klar.

Almut: Ein flötenspielendes Büblein. Ist so ein bisschen Torso geblieben. Sieht drein wie meine kleine Schwester. Die guckt mich auch mit solchen Kulleraugen an, wenn sie sich wundert. Dieser Bursche ist sicher über die Misstöne erstaunt. Er spielt nur mit zwei spitzen Fingern. Das wäre etwas für meinen Flötenlehrer.

Jutta: Und was für einen Körper hat der! An dem möchte ich nicht Anatomie studieren. Solche Punkt - Punkt - Komma - Strich - Gesichter haben wir als Kinder gemalt. Aber als erwachsener Mensch malt man doch ausführlicher. - Von wem ist das Bild überhaupt --? Das muss man doch wissen. Ach, da steht es ja. Originalabzug sogar; tolle Sache. - Diese zackige Linie im Hintergrund verstehe ich nicht. Na ja. Vollkommen ist eben kein Bild.

Heike: Zuerst hast Du gesagt, dies Bild sei nicht schlecht. Jetzt verreisst Du alles daran.

Jutta: Der Gesamteindruck ist ja auch ganz gut. Die einzelnen Gegenstände sind mir aber einfach zu primitiv dargestellt. So könnte ich das auch noch. Und Du auch.

Heike: "Pastorale" heisst das Bild. Unwillkürlich denkt man an die Pastoral-Symphonie von Beethoven. Das beides darf man hier zusammendenken. Wenn ich den Hirten dort sitzen und spielen sehe, dann höre ich das wehende, weiche Flötenspiel aus dem Bauerntanz der Symphonie. Auch um diesen Buben ist eine solche Stille. Ergriffenes Spiel ist das. Wisst Ihr, wie das klingt, Hirtenlieder, Lied um Lied in solcher Einsamkeit, vor Felsen, die die Welt abschliessen? - Dieser Hirt hat ein kostbares Tier zu hüten, einen Steinbock. Das Tier ist ganz zahm; es steht still und lauscht. Hat der Knabe die Augen so gross auf, weil er wachsam sein muss? Er wacht nicht mehr. Er träumt. Du hast ganz recht, Almut, wie ein Kind guckt er drein. Er lauscht mit den Augen seiner Melodie nach. Ohne die Zeit lebt er, wie ein Kind auch. Begnadet.

Jutta: Du faselst viel mehr in das Bild hinein als überhaupt drinsteckt. Technisch gesehen bläst der Bubi doch ausgesprochen schlecht. Das muss man auch sehen.

Heike: Aber, Jutta, das ist ganz unwesentlich. Du brauchst doch nicht ablesen zu können, welche Töne gegriffen werden. Du sagtest selbst, dies sei abstrakte Kunst. Das bedeutet, dass das Unwesentliche - oder was dem Maler unwesentlich erscheint, weggelassen wird. Wo abstrahiert wird, muss übergeordnetes, We-



sentliches gewonnen werden. Auch dieses Wesentliche wird manchmal nur angedeutet. Wenn man sich etwas gewöhnt hat, solche Bilder zu sehen, wird es gerade dort lebendig, wo es hölzern und leer erschien. Es regt sich alles.

Almut: Stimmt. Von dem Kopf wollte ich vorhin sagen: eine Rübe, in die Löcher geschnitten sind. Die Rübe steckt auf einem Stock. Wie bei einem Schlangenschwörer steckt dieser Kopf auf der Flöte. Ich habe Euch vorhin schonen wollen. Und jetzt stehen wir da und sehen in diese Zauberaugen.

Heike: Fein, Almut. Aber ich muss Jutta erst noch kurieren. - Das Gesicht des Jungen ist ganz einfach. Es ist nichts als Einfalt, Verträumtheit und etwas Scheu. Nichts als ... das ist sehr viel. Wären individuelle Gesichtszüge nicht unwichtig, sogar störend? Wie schön vereinfacht. Das könntest Du eben nicht "machen", Jutta. Es ist sinnvoll vereinfacht, und in dieser Form spricht es uns viel eindringlicher an.

Almut: Man könnte sagen, es ist eine oberflächliche Darstellung ( - ich meine eine Darstellung, in der das Plastische breit in die Fläche tritt. - ) mit durchscheinendem Innenraum. Aber was ich da rede, ist schon Jargon.

Der Kopf des Hirten ist das Wichtigste. Sogar das Gebirge weicht ihm, lässt ihm Raum. Diese schmale Gestalt mit dem mächtigen Kopf trägt wie ein Atlas die Welt. Seht den kleinen Bogen auf der Stirn. Darauf liegt der obere Bildrand, wie ein Gebälk aufliegt.

Jutta: "Gebirge", sagtest Du. Diese abgeschnittenen Zacken stellen Gebirge dar? Der Maler hat sich wohl mit dem Platz verkalkuliert. Die Gipfel sind nicht mehr draufgekommen.

Heike: Das glaube ich nicht. Das alles ist wohl ausgewogen, "absichtlich", würdest Du sagen, Jutta. Man kann sich die steil aufragenden Berge doch gut vorstellen, und man sieht umso deutlicher die kleine Almwiese, eingeschlossen, abgeschlossen, übertürmt. Diese Berge sind über das Mass hoch. Hier wächst auch der Mensch über sein Mass. Er wächst nämlich über seine Dürftigkeit. Dieser hier tauscht nicht gegen die Sorgen des Kaisers. Er braucht nichts und bittet nichts. - Rätselhaft ist mir nur die dunkle Figur rechts im Vordergrund. Hütte? Eine Tränke?

# Vorweihnachten

Advent ist die Zeit der grossen Heimlichkeit. Nachdenklicher und sorgsamer gehen wir durch die Tage. Eine stille Fröhlichkeit erfüllt uns, und das Herz klopft ein wenig schneller. Dies ist auch die Zeit der grossen Aufregungen; wer einmal bei uns zu Haus hereinsähe, würde mit einem kleinen Lächeln wieder gehen.

Es beginnt in der letzten Novemberwoche am Abendbrotisch. Die Mutter sagt: "In drei Tagen ist Advent. Bis jetzt habe ich immer alles zeitig fertig gehabt, nur diesmal nicht. Und wenn Du mir die Sachen nicht mitbringst, backe ich keinen Klaben mehr; ein Klaben muss mindestens drei Wochen liegen!" Die "Sachen", das sind die kleinen Tüten und Päckchen, die man zur Weihnachtsbäckerei braucht. "Du", das ist mein Vater, der besagte Sachen seit vielen Jahren in einer besonderen Drogerie kauft. "Und wie ist das überhaupt mit dem Weihnachtsgeld?" Darauf wird Vater ganz ungeduldig: "Eine schreckliche Unsitte, diese Geschenkmacherei. Ihr legt viel zuviel Gewicht darauf! Ich wünsche mir von der ganzen Familie nur ein Teil!"

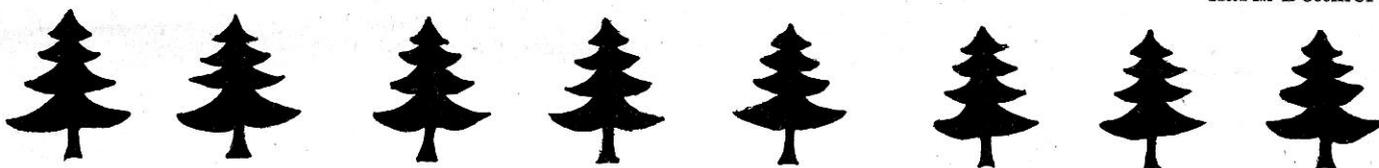
Zwei Tage später sieht man Mutti in der Küche Riesenmengen Mehl und Zucker abwägen, und an den Zutaten wird nicht gespart. Der Klaben wird also doch noch fertig. Beyor er in die Bäckerei kommt, werden mindestens drei Namenszettel aufgeklebt, damit er ja nicht vertauscht wird. Aber trotzdem: von dem Augenblick an, wo er aus dem Hause ist, ist die Mutter unruhig; sie hat Angst, es könnte doch geschehen. Und wenn er dann zurückkommt, schön braun und schwarz gepunktet von den Korinthen,

ist sie trotz der Zettel nicht ganz sicher, ob er es auch wirklich ist.

Sobald die ersten Tannenbäume an den Strassenecken erscheinen, werden wir alle auf die Suche geschickt. Das ist lange vor Weihnachten. Trotzdem wird der Baum immer erst an den letzten beiden Tagen gekauft. Er muss mindestens 3 1/2 m hoch sein, gerade gewachsen, nicht zu dünn und am Fuss schön breit, und diese Eigenschaften findet man fast nie zusammen. Je näher der 24. Dezember kommt, desto aufgeregter wird Mutti, sie prophezeit uns einen ganz kleinen, einen verwachsenen oder gar keinen Baum. Zwei Tage vor Weihnachten meint sie verzweifelt, nun bekämen wir wohl keinen mehr. Das ist dann das Zeichen für Vater, sich sofort mit den grossen Jungs auf den Weg zu machen. Abends ist der Baum dann da. Er ist zu lang, er ist keineswegs gerade; zu dünn ist er in der Mitte und zu dicht am Fuss. Mutti ist ganz bekümmert. - Das Schmücken ist meistens sehr vergnüglich. Wir Kinder tun es für die Eltern, das heisst, nicht alle Kinder. Mein jüngster Bruder erscheint immer erst, wenn er hofft, dass alles Lametta aufgehängt ist und er nur noch die Kerzenhalter anzukleppen braucht. Mit etwas scheinheiligem Gesicht fragt er, ob er uns noch helfen könnte. Ach nein, jetzt nicht mehr. Er wäre auch zu ungeduldig, die Silberfäden einzeln und schön verteilt zu hängen. Er kann Lametta nur bündelweise und aus vollen Händen verbrauchen.

Wenn am nächsten Abend die Lichter angezündet sind, finden alle, dass der Baum noch nie so schön war wie in diesem Jahr.

Karin Dettmers



Almut: Weiss ich auch nicht. "Nonne" ist wahrscheinlich falsch. Zu dieser Sorte Bilder gehört dies Bild nicht.

Heike: Jedenfalls bildet diese Figur das notwendige Gegengewicht. Ohne diesen schwarzen "Fleck" bestünde kein Gleichgewicht zwischen dem Hell und dem Dunkel. Der dunkle Rand unten und dieses hohe Gras, das wie gegittert erscheint, betonen noch Entlegenheit und Abgeschiedenheit dieses Ortes.

Jutta: Redet, was Ihr wollt. Das Gesicht ist blöde.

Almut: Ja, Jutta, Du sollst rechthaben: Ein Wasserkopf, ein bisschen Leib, romanisch gefügte Beine, Marke Rundbogen. Musik: 5. Ja, der hütet einen sturen Bock.

Natürlich, Jutta, die geistig Armen mussten früher immer die Herden hüten. - Jutta, ganz im Vertrauen, manchmal war es auch anders. Da waren es sogar Königssöhne. Den bildschönen Ganymed liess der Zeus abholen. Jutta, bedenke!

Heike: Je länger ich das Blatt anschau, desto lieber wird es mir. Ich sitze gern hier. Das Bild macht ruhig. Die friedliche Stimmung darin überträgt sich. Hört dem Hirten zu. Er spielt tröstlich und fröhlich, dieser unbekümmerte Freund. Er beschwört so sanft. Er heilt.

Almut: Fröhlich, aha! Vermutlich deshalb hat man dies Bild in eine Schule gegeben.

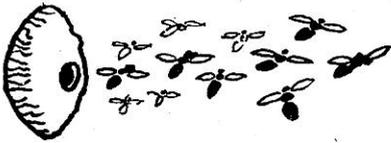
Für den schönen Linolschnitt auf dem Titelblatt danken wir Traudlind sehr.

## FRAUEN AM BRUNNEN

Schwester, Du kommst. Leer ist Dein Krug.  
Erinnerung trägst Du zurück; schattenversiegelt.  
Dein Krug ist schwer.  
Schwester, Du gehst. Gefüllt ist der Krug,  
leicht in der Fülle, leicht von Vergessen.

Da ich gehe, kehre ich wieder zu Dir.  
Eine Lilie warf ich hinab in den Brunnen:  
Nun leuchten dort unten alle Gestirne.  
Und der Tag und die Nacht, gezweit vereint,  
weben uns ein Gewand.  
Quelle und Schale hüllt es,  
hüllt alle Liebe und Schuld.  
Der Schleier fließt -  
es strömen die Gezeiten  
durch unsern Gang.

Wer geht, wer kommt?  
Wie dienen dem Lied und der Rose,  
wir dienen dem Brot und dem Wein.



## Das Wespennest



### Kellerasseln

In einen Neubau von anno heute brauchten die Schildbürger das Licht nicht mehr in Säcken zu schleppen. Glas- kisten und Terrassen überall; allgemeine Frischluft- sucht, sogar auf Campingplätzen. Die Schildbürger könn- ten Licht abholen.

Trotzdem sind ausgerechnet die Keller modern geworden. In Paris ist die Mode fast wieder vorbei; in der Karl- strasse beginnt sie erst anzukommen. Es ist noch nicht der ganze Keller, es sind nur zwei Kellerkabinen: Pur Beton und ziemlich luftdicht. Dort finden Klassenfeste statt.

Der Chronist riecht Bunkerluft. Es ist noch nicht lange her, da sassen da verängstigte Menschen; sie suchten Schutz vor Bomben und Bränden. Der Chronist sieht noch den mageren Entlüftungsschnorchel, den Ventilator und die Gasschleuse. Wer dachte damals an Tanz und Jazz? Es gingen andere Posaunen übers Land. Mutter war froh, wenn sie Euch wieder heil herausbekam.

Dort unten ist nach dem Kriege zuerst wieder unterrich- tet worden. Alles andere lag in Trümmern.

Wisst Ihr, dass dieser Keller Zeuge des Krieges vor dem noch ungeschriebenen Frieden ist? -

Soviel davon.

Wie sahen Eure Festkeller aus? Der erste war gluhrot und mit Bildern wie in einer Matrosenkoje beklebt: Filmreklame und Revue-Zunder. Spelunkenbunt.

Und die Gäste? Einige sah ich, die hatten sich assimi- liert, in Richtung Strolch assimiliert. Natürlich sahen sie nur so aus. Natürlich waren es nicht Eure Brüder. Ich habe jedenfalls über die Milieutheorie nachgedacht , d. h. über diesen Zusammenhang zwischen Keller und Mensch. Einige Gäste waren auf schmutzig frisiert, hat- ten die Tolle wie ein Fell im Genick. Die Mode geht ja sowieso ein bisschen auf Barfüssertracht zu.

"Raum der Primaten", so hiess die jüngste Dekoration da unten; sie war mit Mühe und Sorgfalt vorbereitet. Aber ausgerechnet im Keller? Die Primaten würden sich bedanken und davonhangeln. Sie würden ihren Chef allein lassen. Chef Mensch hat Gymnasien und Feste. - Jetzt verstehe ich endlich das alte russische Sprichwort: "Der Deutsche ist schlaue; er hat den Affen erfunden."

In unserm Keller wird der Traum vom schönen Fest be- heizt. Zu süss, zu sauer, zu dumpf. Lasst den Keller den Kellerasseln!

+

So, jetzt schreibt einen Aufsatz. Thema: Ein Fest. Schön von Stil reden, tüchtig auf Kitsch schimpfen; das ist im- mer richtig.

T.

### Hauptsache, daß Staub wirbelt

Das war die Schlagzeile über einem Artikel. Danach war dieser Artikel denn auch. (Er stand übrigens in einer Schulzeitung.) Da walkte jemand mit aufgekrempeelten Ärmeln los und wollte die Wahrheit freilegen. Freilegen? - Freiprügeln muss ich sagen. Methode: Phrasen aufs Panier, Steine ins Fenster, Brandfackeln aufs Dach.

Es ist unvorsichtig, sich an die Wahrheit so Du auf Du und Arm in Arm zu drängen. Die Eitlen macht sie zu Fratzen. Und ihre Märtyrer, wenn sie sich selbst mit der Wahrheit verwechseln, werden zu Pharisäern. Wer redet, muss etwas zu sagen haben. Und wer stechen will, muss stichfest sein. Das sind alte Wahrheiten.

Hauptsache, dass Staub wirbelt? - Mir fiel Lessings Fabel vom Dornstrauch ein. Dort fragt die Weide den Dornstrauch, warum er nach den Kleidern der vorüber- gehenden Menschen so begierig wäre. "Was willst du damit? Was können sie dir helfen?" "Nichts!" sagte der Dornstrauch. "Ich will sie ihm auch nicht nehmen; ich will sie ihm nur zerreißen."

T.

## Die Schulordnung, von Musen geküßt . . .

Die Musen wohnen in Klasse 5b



Halt Dich an der Schule Regel,  
Widerborstig sind nur Flegel.

Wer Ordnung liebt und übet sie,  
Erspart Verdruss und viele Müh'.

Montags komm um zehn vor acht,  
Die Tür wird pünktlich zugemacht.

Willst Du am Montag Frieden halten,  
muss bei der Feier Schweigen walten.

Reine Plätze, saubre Klassen,  
Wie sie sind, sollst Du sie lassen.

Strohalmhüllen und Brotpapier  
Tu in den Korb oder steck sie zu Dir.

Die Conti-Wand wird arg verschmutzt,  
Wenn man beim Ballspiel sie benutzt.

Die Hausaufgaben mach zu Hause,  
Nicht vor der Stunde in der Pause.

Bist Du drei Tage krank gewesen,  
Will es Dein Lehrer schriftlich lesen.

Merke Dir das Wörtchen "bitte",  
dies Zauberwort der guten Sitte.





Frau Anna Schultz

## Guter Geist

"Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten." Ein alter Spötter hat das gesagt. Er meint jene, die stur Geschäftigkeit und lauter Getue sind, für andere Menschen aber nie Zeit haben. Frau Schulz hat für Euch Zeit, trotz aller Arbeit. Sie hat Zeit für Euch, auch wenn es ihr noch mehr Arbeit macht. Das ist heute eine seltene Tugend.

Ihr merkt es gleich, wenn Ihr ins Sekretariat kommt: da wird nicht gefröstelt und gehüstelt. Da ist Geduld; gleich bei der Haustür ist dies Tor der frohen Laune. Da also kommst Du mit Deinen Anliegen oder Deinen Sorgen herein.

Fehlen Dir Gummiband, Klebestoff, Heftzwecken, brauchst Du Formulare oder Stempel, willst Du dies oder jenes - Frau Schulz weiss Hilfe und Rat. Für jeden ist sie da. Wie wichtig all das ist, was sie tut, merken wir jetzt, da sie für einige Zeit fehlt. Es fehlt eben etwas in der Schule. Jeder spürt das. Vielleicht merken es auch die Blumen, die da bei ihrem Schreibtisch im Fenster stehen.

Nicht immer war Frau Schulz an der Schule tätig. In den Jahren nach 1914 war sie Sekretärin am Bremer Schauspielhaus, eine interessante Zeit für sie. Im Jahre 1921 hat sie geheiratet. Später, vor nun bald 20 Jahren, kam sie zu uns an die Schule. Inzwischen hat sie unter drei Direktorinnen gearbeitet und ist in die Schule richtig eingewachsen. Sie gehört dazu.

Wenn diese Zeitung erscheint, weilt sie vielleicht schon wieder unter uns, gelassen und freudig, hilfsbereit, lebensklug und lebensfroh, wie wir sie kennen.

## Der große Wettbewerb

Unser Wettbewerb um den schönsten Klassenraum hat in den meisten Klassen viel Erfolg gehabt. Am 22. November ging eine Gruppe von Preisrichtern durch die Schule. Die Entscheidung war nicht ganz einfach, weil sich viele grosse Mühe gegeben haben. Besonders gut haben uns Ordnung und Schmuck in Raum 1, 2 und 5 gefallen. Die meisten Stimmen erhielten:

Klasse 5 b	-	Raum 3
Klasse 8 c	-	Raum 8
Klasse 10 a	-	Raum 11

Aber ich hoffe, niemand ruht sich auf seinen Lorbeeren aus!

Karin Dettmers

## Sie nagten an der Schule

Eine zeitlang schien sich eine besondere Art von Säugtieren, "allerliebste Nager" nämlich, auf dem Schulhof und auch in manchen Klassenräumen recht wohlfühlen. Unter dem Schutt und Gerümpel des unerfreulichen Trümmergrundstückes, das einstmal ein Teil unserer Schule einnahm, hatte sich eine ganze Rattensippe eingestet. Wir mästeten sie sogar noch, ohne es zu wissen. Nach den Hofpausen verliessen die grossen fetten Tiere ihren Unterschlupf und suchten den Hof nach Brotresten ab. Sie besassen sogar die Frechheit, mit ihren dünnen Pfoten unten durch den Drahtpapierkorb zu langen, um etwas Essbares hervorzuziehen. Mit gelassener Ruhe verzehrten die Viecher dann an Ort und Stelle ihre Beute. Mit diesem bequemen Frühstück war es freilich bald aus. Den kecken Fressern wurde der Brotkorb höher gehängt: wir gingen achtsamer mit unserm Brot um. Unter die Papierkörbe wurde ein zünftiges Gift gestreut. Das half; die aufdringlichen Gäste verzogen sich allmählich.

Vor einigen Wochen erschien noch einma, ein Nachfahre der alten Dynastie und steckte seine kecke spitze Schnauze durch den Hofzaun.

"da kam eine Katz gegangen,  
die wollt' die Ratze fangen ..."

Der verfermte Bursche türmte jedenfalls.

- Verfermt? Weshalb eigentlich?

- Die Erbsünde der Ratten ist die Pest. Gegen diesen schlechten Ruf halfen auch die grossen, runden, tiefdunklen Augen nicht. Auch nicht die schönen Pelze irgendwelcher Rattenvettern.

Wie neulich Mäuse in Räume des oberen Flurs gelangten, bleibt mir ein Rätsel. Vielleicht waren es Ableger der kinderreichen Mäusefamilie, die Frau Stoevesandt im Biologieraum aufzug. Aber das waren ja weisse Mäuse: Ich erinnere mich noch an die kleinen rosa Häufchen, die dicht aneinander gedrängt auf Heu in einem Aquarium lagen, die rotäugige Mausemami auf der Brut, um zu wärmen. Ein possierliches Familienleben; entzückend (mit oder ohne Anführungszeichen; wie man's sah)!

Die Mäuse, die wir jagten, kamen nicht aus diesem Nest. Täglich neu die frischen Spuren: am Klavier in Raum 14 lagen die unverkennbaren schwarzen Böhnchen. Sie lagen auch anderswo; regelmässig aber unter dem Klavier. Wir ergriffen Gegenmassnahmen. Unter das Piano stellten wir eine Mausefalle, mit Speck appetitlich angerichtet. Na ja, wir fingen sie. Aber ..... aber es kam die nächste Maus, so mitten in der Unterrichtsstunde. Sagt da seelenruhig eine Stimme: "Hier krabbelt was. Ist wohl eine Maus." - Allgemeiner Tumult; halb Flucht, halb Jagd. Das Mäuslein hetzt kreuz und quer durch die Klasse. Schliesslich sitzt es zitternd in einer Ecke, verdattert von all dem kreischigen Getue. Da packt die beherzte Marlene zu, hat die Maus und hebt sie hoch und hält sie mit langem Arm genau über den Lehrertisch; besagt gewissermassen: nimm sie, hier ist sie. -

Sie war nicht lange da; sie entkam. Abermals Tôhuwaboju. Wieder Jagd und wieder Fang. In einer Mütze sass das Mausekind. Es muss wohl ein Tanzmäuschen gewesen sein, weil es das Klavier so liebte. Sah mit seinen kecken Perläuglein so lustig drein. -

Die Mütze mit der Maus kam zu Herrn Rossbach. Der Hund von Herrn Rossbach heisst Greif.

Erika Meyer

und ein Schelm

## Am Rande der „Traumstraße“ notiert . . .

Die Oberstufe sah den Hans-Domnick-Film "Traumstrasse der Welt". Wie anregend dieser Stoff war, zeigte sich an den Diskussionen, die hinterher in den Fachgebieten Erdkunde und Chemie geführt wurden. Wir danken unserer Schulleitung für das Geschenk dieses Filmbesuches. Die Bilder waren zum Verreisen schön.

Zu dem Film selbst ist aber noch einiges zu sagen. Die "Traumstrasse" bot sich uns mit einem "Silbernen Bären", einer hohen Auszeichnung, als solidem Hintergrund an. Deshalb möchte ich mir erlauben, den Film mit dem "Silbernen Bären" auf die Silberwaage zu legen.

Die Panamerikanische Highway beginnt in Alaska. Domnick erzählt in einer abwechslungsreichen Bilderfolge von diesem uns weitgehend unbekanntem Staat. Aber als die Traumstrasse das Gold- und Bärenland verlässt, verlässt er auch ein besseres Niveau. Da führt die Strasse an buntem Indianervolk vorbei: "Das ist amerikanische Kultur", ruft der Regisseur Domnick. Ich glaube aber, dass ein solcher degenerierender, sich zur Schau stellender Eingeborenentamm bestenfalls in einen billigen Touristenführer hineingehört.

Domnicks Grossraumauto schlängelt sich in das Gebiet der kochenden Quellen, der bizarren Felsformationen und der Steinmonumente hinein: Die Natur hat mit dem Grand Canyon oder dem Monument Valley Objekte geschaffen, die gute Farbaufnahmen geradezu garantieren. Da fällt selbst eine einfallsslose Kameraführung nicht auf! Diese Landschaften werden die Menschen immer beeindrucken, bis vielleicht wieder ein pathetischer Kommentator Domnick kommt und den Canyon als Rune im Antlitz der Erde bezeichnet, oder bis wieder ein Reiter in die Szenerie der felsigen Denkmäler geritten kommt, um für eine besonders künstlerische Aufnahme zu posen. Du hast selbst geschmunzelt über die dunkle Silhouette der

Gestalt vor dem Felshöhleneingang. Das war fast so schwarz wie der böse Mann im Wild-West-Film. Die gewollt kunstvollen Photographien wirkten oft einfallsslos, und der Hang zum Sentimentalen und Romantischen wurde sehr aufdringlich. -

Ein Rätsel gab mir die Sache mit Mexiko auf: Wie kam es, dass die "Traumstrasse" an diesem Tarzan vorbeiführte, der erst so deutlich betete und dann so gotteslästerlich vom schroffen Felsen hinuntersprang? Mexikanisches Kulturgut? Waren das nicht Abwege? So billig darf man den Leichtsinne nicht heiligen. Schaugebete machen dem Teufel kein Kopfweh; sie bleiben Theater, auch wenn Filmchor und Domorgel noch so machtvoll und schleifenreich tönen.

Der letzte Teil des Films hat mich wieder versöhnt. Diese Bilder gaben uns einen schönen Einblick in etwas, was uns unbekannt war. Ich sehe dabei ab von der Liebe, die der Kameramann für Kultttänze hat. Es bleibt fragwürdig, wenn die Regie das Mysterium dieser Tänze in Grossaufnahmen aufstöbern will.

Es ist sicher schwer, einen guten Kulturfilm zu drehen. Die Aufgabe wird noch schwieriger, wenn Regie, Kameraführung und Drehbuch in ein und derselben Hand liegen. In dem Begleittext wimmelt es von pathetischen Worten wie "urgewaltig", "unfassbar" usw. Diese Phraseologie hat Domnick sicher aus dem Wortschatz seiner Romane herübergerettet. Auch die Bezeichnung "Traumstrasse" dürfte ein Kind dieser Überschwenglichkeit sein. Leider wurde die Musik, die schlichte Untermalung hätte sein sollen, zur sehr lauten Bemalung dieses Films.

Die "Traumstrasse" wurde mit einem "Silbernen Bären" dekoriert. Liegt das an der im stets richtigen Walt-Disney-Stil photographierten Bärenepisode in Alaska?

Anke Bitter

Maria der Verkündigung



## Im Dom zu Bamberg

Leicht hebt sich der Domhügel über die ineinandergeschachtelten roten Dächer von Bamberg. Wie Schafe um den Hirten drängen sich die Häuser um den Dom. Ich trete durch ein Tor; weit öffnet sich der gepflasterte Hof, mächtig ruht der Dom über ihm, umhüllt von ziehenden Wolken. Beherrschend wachsen die vier Türme in den Himmel empor, gekrönt von spitzen Turmhelmen

Viele Einzelbilder dringen auf mich ein. Reliefs über den Portalen, Rundbogenfenster mit immer neuen Ornamenten geschmückt, die zierliche Zwerggalerie des Ostchores. Doch die Einheit des Baues überstrahlt alle Einzelheiten.

Jeder Teil schafft die Ganzheit und findet erst in ihr seinen Platz. Winzig stehe ich vor der Kirche, doch der Bau erdrückt nicht. Mich erfüllt diese einfache, natürliche Ordnung. Ich bin mit in dem grossen Akkord. Ich spüre, dass in dieser Kirche ein gewaltiger Versuch zur Darstellung der Weltordnung liegt, spüre aber zugleich die Unwiederholbarkeit solchen Werks. Vorbei ist die Zeit, wo der Glaube an eine gemeinsame Herrschaft von Papst und Kaiser, symbolisiert in den beiden Chören, wach war.

Ich trete in den Dom, die Portale wehren weder meinen Eintritt, noch öffnen sie sich weit. Ich fühle mich emporgeworfen in einen herrlichen Schwung bewegter Massen. Rundbögen durchschwingen das Langhaus, West- und Ostchor, Lang- und Querschiff, Säulen und Statuen, eines die Ergänzung des anderen, alles beseelte Bewegung und Ruhe. Licht fällt ein; es blendet nicht; auch das Licht bildet nur einen Teil in der gewaltigen Komposition, die Schwere und Leichtigkeit, Masse und Form so vereint.

Lange stehe ich vor dem Bamberger Reiter. So selbstverständlich sich die Kirchtürme in den Himmel erheben, so frei steht der Reiter vor der Kirchenwand, auch er ein Teil der Welterschöpfung. Lässig hält er die Zügel seines Pferdes, sicher und in sich ruhend blickt er in die Ferne. Es ist nicht der Blick der Elisabeth, die die Zukunft zu ergründen sucht, es ist der Blick des Herrschers, der die Zukunft gestalten will. In Demut und maaze verkörpert der Reiter das Idealbild des Ritters. Auf der breitgelagerten Konsole mit ihren grob geformten Pflanzenornamenten erhebt sich das etwas schwerfällig gestaltete Pferd, das den Reiter trägt. Die Gruppe verdeutlicht die Schöpfung, Pflanzen und Tiere sind nur Glieder, der Mensch allein ist die Krone, ihm nur gebührt die volle Gestaltung.

An zwei Pfeilern vor der Chorseite finde ich die Synagoge und die Ecclesia. Voll Anmut neigt die Synagoge ihr Haupt mit den verbundenen Augen. Ein einfaches Kleid umhüllt in weiten Falten ihren Leib; einen zerbrochenen Stab - Symbol ihrer Niederlage - trägt sie in der Rechten. Trauer und eine sanfte Hoheit sprechen aus dieser Gestalt. An ihrer Seite blickt die Ecclesia in gelassener Sicherheit in die Ferne. Siegerin und Besiegte, beide geprägt von adeliger Zucht.

Abschiednehmend durchschweifen meine Augen den weiten Raum, Weihrauch durchzieht die Kirche, ein kraftvoller Frieden erfüllt mein Herz.

Marianne Bruss

## Eine Quasi-Antwort

Der "Kreisel" hatte in seiner letzten Ausgabe ein Gedicht von Ingolf Schulte, Hamburg, abgedruckt, dazu zwei kurze Artikel, die aus wohlwollender Bemühung um jenes Gedicht geschrieben waren. Wir wollten das Gedicht zunächst einmal "zur Sprache bringen", und zwar gerade durch unbefangene erste Äusserungen, die nicht den Anspruch erhoben, regelrecht zu interpretieren.

Herr Schulte hat uns darauf verschiedenes geschrieben und auch schreiben lassen. Wir drucken hier nur noch eines ab: die folgende "Quasi-Antwort".

Schon bei der ersten Veröffentlichung meines Gedichtes in dieser Schulzeitung wurde es in einem Zitat von Herrn Höllerer gesagt: gefährlich für das Gedicht sind Kommentare, die ihm bei- oder angefügt werden, und - darf ich ergänzen - : sie sind es nicht nur für Gedichte: für jedes künstlerische Produkt überhaupt. Der Kommentator ist dem Kunstwerk wesensfremd, er trifft nicht, er geht beständig seine eignen Wege, denn die künstlerische Form - hier die Sprache eines lyrischen Gebildes - weist auf sich selbst, hat ihren Sinn in sich: die Form, sie selbst, ist ihr Sinn und ausserhalb ihrer selbst nicht gültig zu erfassen. Natürlich, insofern das Gedicht Sprache ist, trägt es auch Begriffsinhalte, Mitteilung in sich, ist es zum Gutteil Kommunikation. Aber die Spaltung, die es im Kommentar und durch ihn erfährt, die Ablösung des Inhaltes von seiner dichterischen Form, zerstört das Gedicht, weil sie es negiert: nur noch Mitteilung ist es in diesem Moment, Nachricht: pure Idee; als solche kann es aber nicht mehr Gedicht sein, weil die kreative Sprache umgebracht worden ist. - Diese unverhältnismässig lange Einleitung war nötig, um zu beweisen, dass das Folgende nicht "Interpretation" der veröffentlichten Verse sein kann, weil keine der Anfragen sich auf Syntax, Rhythmus, Phonetik, also auf die Form meines Gedichtes bezieht, sondern lediglich beinhaltet es einige kurze Überlegungen zu den Themen, die in den beiden Zuschriften der Juni-Ausgabe auftauchten.

Viel wurde in ihnen von der Liebe zwischen den Geschlechtern gesprochen, viel und in Bahnen seit Jahrhunderten festgelegter Sinngehalte. Ich bin gezwungen, noch ein paar Sätze hinzuzufügen; und sie werden - das muss ich anfangs sagen - nicht viel "verständlicher" sein als das Gedicht, denn dieses Thema ist nicht in erster Linie Sache des Intellekts, sondern zu ergründen fast ausschliesslich durch das metaphysische Erleben selbst. Das Ganze hat seine Problematik in der Frage nach der Beziehung zwischen zwei Liebenden. Hierzu in den Zuschriften: "...weshalb wünscht er "sie" weit? Und weshalb sagt er gleich in der nächsten Zeile: Du bist schön?" Und "Wie schnell kann diese Liebe, die doch ausschliesslichen Besitz will, in egoistischen Hass übergehen, wenn sie unerwidert bleibt.". Nicht "nahe stehen Hass und Liebe beieinander", sondern: es ist grundsätzlich un-

möglich, auch selbst für tiefe Liebe, den Weg zum andern Menschen zu finden; immer schwingt in der Liebe eine leise Apathie mit, die unüberwindliche Fernen zwischen den Menschen schafft, seelische Fernen trotz aller räumlichen Nähe. Nur die Flucht aus dieser Nähe und mit ihr das Zerfallen des körperlichen Bildes könnte die eine Rettung sein aus der Abgeschiedenheit jedes Wesens. Indes: Das Bewusstsein von der Schönheit der Geliebten, das körperliche Bild also, überlebt die Flucht, es überschwemmt alles, es klingt über das Ende hinaus: als Entdeckung des ewigen Exils innerhalb der eignen Existenz: auch die Flucht ermöglicht es nicht, den anderen zu erreichen, die Ferne bleibt.

Ich wage zu hoffen, dass die Interpretationsfehler der beiden Zuschriften offensichtlich geworden sind: dass es kein "Verwünschen" gibt; dass aus Liebe kein "egoistischer" Hass wurde.

Und um abschliessend doch deutend auf das Gedicht zurückzukommen: "Ich bin die Ferne / Die nur Flucht erreicht / Wenn dein Bild zerfällt.": diese drei Verse fassen die letzte Möglichkeit in sich zusammen, die von der Schlusszeile: "Du bist schön." zerschlagen wird, von der Schlusszeile, die zugleich aber eine neue Möglichkeit der Rettung findet: die Gestaltung der Sprache, die gestaltete Sprache.

Ingolf Schulte

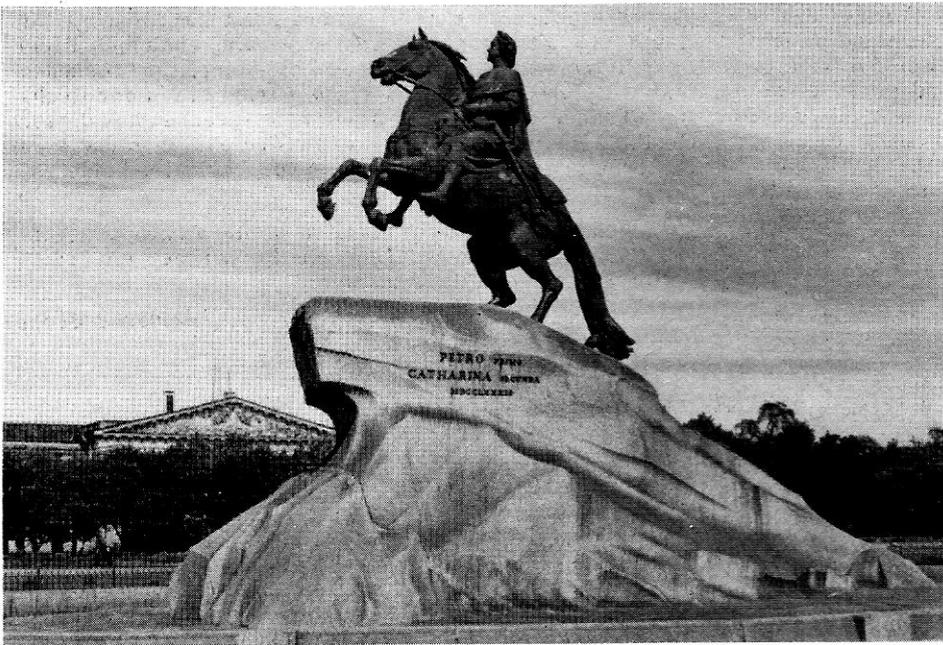
Auf diesen Brief ist nichts mehr zu sagen, er spricht für sich selbst. Wir verstehen ihn sogar. Zunächst war es uns schwierig, mit "gestalteter Sprache und Gestaltung der Sprache", "kreativer Sprache", "lyrischem Produkt" usw. umzugehen. Wir mussten etwas kauen; seitdem nimmt die Sache ihren Weg. Frei nach Galetti gesprochen: Zuerst konnten wir das alles nicht fassen; es war uns noch nicht dunkel genug.

Wir mühen uns noch mit der Frage, was einen Schriftsteller dazu bewegt, so gewiss von seinem "Produkt" (s.o.) als von einem Kunstwerk zu sprechen. Wir wollen nicht damit antworten, dass wir sagen, es wäre in Wahrheit Manier.

Uns wurde nahegelegt, das Gedicht noch ein drittes Mal abzudrucken, und zwar in Verbindung mit einer Zuschrift aus Hamburg, die uns beweisen wollte, wie schön das alles sei, vor allem jenes einmalige: "Schön bist du ... Du bist schön". Wir verzichteten darauf und bringen stattdessen den Hinweis einer aufmerksamen Leserin: Brigitte kam mit einem Gedicht von K. Krolow, Liebesgedicht (1955). Sieh da, auch dort: "Schön bist du ... Du bist schön". Eines von beiden Gedichten ist nicht ohne das andere. Welches? - Wir ziehen keine Schlüsse aus dergleichen Funden. Wir sind an Erklärungen gewöhnt.

T.

## Petersburg.



Denkmal Peter des Großen

In den Sommerferien hatte ich Gelegenheit, mit einem Holzfrachter nach Leningrad, dem alten Petersburg, zu fahren.

Bis 1917 war Petersburg Hauptstadt Russlands und kaiserliche Residenz. Im sumpfigen Mündungsdelta der Newa, am Finnischen Meerbusen, hat Zar Peter 1703 diese Stadt anlegen lassen. Hier fand Russland seinen ersten Zugang zum Ostseeraum. Unter Peter, dem einzigen Herrscher, den die Russen "den Grossen" nannten, wurde Russland Grossmacht.

Auf diese Stadt, die zweitgrösste der Sowjetunion, freute ich mich.

Trotz brieflicher und telefonischer Bemühungen meines Vaters wurde mir von der Botschaft der UdSSR in Bonn kein Visum ausgestellt. Man erklärte, dieses müsse durch ein Reisebüro angefordert werden.

Da mich aber besonders die Seefahrt lockte, fuhr ich trotzdem mit. In Leningrad würde sich schon ein Weg finden, an Land zu kommen.

Nach viertägiger Schiffsreise erreichten wir den Leningrader Hafen. Schon von weitem waren wir beeindruckt von der Grösse des Hafens mit den vielen Schiffen und der dahinterliegenden, sich weit ausbreitenden Stadt. Ein russischer Lotse, der am Feuerschiff zu uns stieg, schleuste uns sicher durch die verschiedenen Hafenbecken in den Holzhafen. Hier lagen ausser einigen skandinavischen und russischen Frachtern hauptsächlich deutsche Schiffe. Im Hafengelände durften wir leider nicht fotografieren; "Spionagegefahr", hiess es.

Zu unserem Gaudium mussten wir - wie alle anderen ausländischen Schiffe - an allen Trossen Pappscheiben befestigen, damit "unsere" Ratten von Bord nicht an Land kommen könnten.

Bald kam dann ein Offizier an Bord, der die Landgangsscheine für die Schiffsbesatzung ausstellen sollte. Jetzt musste es sich also herausstellen, ob ich auch an Land durfte. (Die Frau des Kapitäns fuhr als Köchin. Sie konnte auf jeden Fall von Bord.) Unser Kapitän zeigte dem Offizier meines Vaters Korrespondenz mit der russischen Botschaft in Bonn; er betonte, ich müsse doch unbedingt einmal das schöne Leningrad besichtigen. Wirklich, ich hatte Glück, ich durfte an Land.

Mir war wohl bekannt, dass die Lebensverhältnisse in der Sowjetunion andere sind als bei uns, aber Wissen ohne Anschauung genügt nicht. Ich fand recht viele ärmliche Gestalten. Die Kleidung der Menschen war nicht uniform, aber sie war durchweg altmodischer und primitiver als in einer westlichen Grosstadt. Am meisten fiel mir natürlich das Aussehen der russischen Frauen auf. Fast alle trugen Kleider wie von anno dazumal. Das meiste schien selbstgenäht. Die Stoffe waren billig; Ramschware aus Allerweltswarenhäusern; bunt bedrucktes Zeug. Das Schuhwerk sah strapaziert aus. Dauergewellte Haare habe ich nur selten gesehen.

Als Ausländer fiel man allgemein auf. So erzählte zum Beispiel einer von unseren Matrosen, dass er, als er aus dem Hafen kam, sofort von mehreren Männern zum Tauschen aufgefordert wäre. Als er sagte, er hätte nichts, zeigten sie auf seine Sonnenbrille. Sie boten ihm dafür 25 Rubel. (3 Rubel sind etwa 1 DM. Er hatte sie in Deutschland für 2 DM gekauft.) -

Die alten Wohnhäuser, früher grosszügig erbaut, waren nicht in gutem Zustand. In den Strassen, die sehr breit sind, herrschte reger Betrieb. An jeder Strassenecke fand ich Stände mit Tomaten. Es war wohl zur Zeit ein Schiff mit Tomaten angekommen.

Mir fiel auf, dass es nur wenige Privatwagen gab. Die öffentlichen Verkehrsmittel, hier auch eine Menge Taxen, waren dafür den ganzen Tag über stark besetzt. Das Neueste vom Neuen ist die Leningrader Untergrundbahn, die 1955 eröffnet wurde. Auf Rolltreppen gelangt man tief unter der Erde zu den Bahnhöfen. Die sind prunkprätig ausgestattet: Allenthalben Marmor, Marmor in verschiedenen Arten und Tönungen, spiegelblank poliert. Marmor an Wänden, Marmorfliesen auf dem Boden. Kronleuchter in Goldbronze. Bilder, Plastiken, Ornamente. Unter den Ornamenten kehren Hammer und Sichel, Eichenlaub und Sowjetstern immer wieder. Hier ist alles aufgewendet, was denkbar ist.

Die Stadt selbst macht vielerorts einen überwältigenden Eindruck. In allen Teilen Leningrads, besonders aber an den Ufern der Newa, ziehen sich Grünanlagen mit Statuen und gepflegten Wegen entlang, so dass es mir oft gar nicht zum Bewusstsein kam, dass ich in einer 3-Millionenstadt war. Über die Newa, die in mehreren Armen durch die Stadt fliesst, ragen kunstvolle Brücken. Öff-

# LENINGRAD

Falsche Gruppe .. Besichtigung der Sixtina. Ein junger Mann stört einen anderen durch die Frage: "Wo ist denn hier die Laokoon-Gruppe?" - "Laokoon-Gruppe? Nein, wir sind die Touropa-Gruppe ..."

Falscher Pilger .. Der Geist geht zu Fuss. Ein moderner Mekkapilger - soeben mit einem Verkehrsflugzeug am Wallfahrtsort angekommen - betet vor der Kaaba. Aber er bleibt zerstreut, erhebt sich schliesslich und fragt den Priester: "Mir ist, als ob ich noch gar nicht hier bin; wie erklärt sich das?" - "Sehr einfach", sagte der Priester, "der Geist geht zu Fuss."

fentliche Bauten, wie Museen, Verwaltungsgebäude u. a. sind sehr gut erhalten und gepflegt. Hier lebt das alte Petersburg, die kaiserliche Residenz, im marxistischen Leningrad weiter.

An jedem Nachmittag steht am Hafen für die Seeleute ein Bus zur Verfügung, der sie zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt bringen soll. Unsere erste Fahrt führte in die Eremitage, in das Winterpalais des Zaren. In vielen Sälen dieses Palastes wird die weltberühmte Sammlung von Kunstschätzen gezeigt. Die russische Führerin, die gut deutsch sprach, erklärte uns, dass nur noch Paris und London so viele Kostbarkeiten aufzuweisen hätten. 2 Millionen Einzelstücke; 350 Säle sind heute zugänglich. An Sonntagen kämen bis zu 10 000 Besucher.

Mit Einzelheiten darf ich gar nicht erst beginnen. Nur dies: Es sind grosse Werke von Jahrhundert zu Jahrhundert da. Vorgeschichtliche Sammlungen, mittelalterliche Kunst; Gold-, Silber- und Elfenbeinarbeiten. Kirchliche, höfische und bürgerliche Kultur....

Leonardo da Vinci; viele Bilder von Rembrandt, Watteau. Es geht bis in die Moderne: Corot, Renoir, Gauguin, Matisse, Picasso. Und so weiter. Und es gibt noch andere kostbare Sammlungen in der Stadt.

Ich muss Euch nun zum Hafen zurückführen.

Bekanntlich müssen in Russland auch die Frauen Männerarbeit verrichten. Im Hafen sah ich Frauen, die schwere Lasten schleppten, wie zum Beispiel lange Bretter und Balken. Die Frauen trieben noch dazu die Männer zur Arbeit an. Tag und Nacht wird im Hafen gearbeitet; jedes Schiff muss schnell abgefertigt werden. Anders kam es allerdings bei uns. Es regnete und regnete, und da bei Regen Holz weder geladen noch gelöscht werden darf, zog sich die Arbeit 3 1/2 Tag hin. Auf diese Weise lernte ich von Leningrad etwas mehr kennen, kam allerdings zwei Tage zu spät zur Schule zurück. Briefe, die ich nach Deutschland schrieb, brauchten 14 Tage zu ihrem Bestimmungsort.

Natürlich war das nur eine Stippvisite. Zu einem gründlichen Bild von Stadt und Menschen reichen drei Tage nicht aus. Doch habe ich jetzt einen Eindruck von der Stadt, die Zar Peter anlegte, nachdem er in England und Holland so vieles gelernt hatte. Seit jener Zeit mögen die Russen die Ostsee und überhaupt das Meer...

Jutta Prahm

## Das Schneeglöckchen und die Petersburger Schildwache

Von einer russischen Eigentümlichkeit gab es bei meiner ersten Anwesenheit in Petersburg 1859 eine Probe. In den ersten Tagen des Frühlings machte damals die zum Hofe gehörige Welt ihren Spaziergang in dem Sommergarten zwischen dem Pauls-Palais und der Newa. Dort war es dem Kaiser aufgefallen, dass in der Mitte eines Rasenplatzes ein Posten stand. Da der Soldat auf die Frage, weshalb er da stehe, nur die Auskunft zu geben wusste: "Es ist befohlen", so liess sich der Kaiser durch seinen Adjutanten auf der Wache erkundigen, erhielt aber auch keine andre Aufklärung, als dass der Posten Winter und Sommer gegeben werde. Der ursprüngliche Befehl sei nicht mehr zu ermitteln. Die Sache wurde bei Hofe zum Tagesgespräch und gelangte auch zur Kenntnis der Dienerschaft. Aus dieser meldete sich ein alter Pensionär und gab an, dass sein Vater ihm gelegentlich im Sommergarten gesagt habe, während sie an der Schildwache vorbeigegangen: "Da steht er noch immer und bewacht die Blume; die Kaiserin Katharina hat an der Stelle einmal ungewöhnlich früh im Jahre ein Schneeglöckchen wahrgenommen und befohlen, man solle sorgen, dass es nicht abgepflückt werde." Dieser Befehl war durch Aufstellung einer Schildwache zur Ausführung gebracht worden, und seitdem hatte der Posten jahraus jahrein gestanden. Dergleichen erregt unsere Kritik und Heiterkeit, ist aber ein Ausdruck der elementaren Kraft und Beharrlichkeit, auf denen die Stärke des russischen Wesens dem übrigen Europa gegenüber beruht. Man erinnert sich dabei der Schildwachen, die während der Überschwemmung in Petersburg 1825, im Schipka-Passe 1877 nicht abgelöst wurden, und von denen die einen ertranken, die andern auf ihren Posten erfroren.



Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, zehntes Kapitel: Petersburg

# Ein Abend mit Albrecht Goes

Was hat Frau Aja zu einem glücklichen Menschen gemacht? von dieser Frage ging der Vortrag aus. Dann liess Albrecht Goes dieses Leben vor uns erstehen, überall fröhliche Lichter aufsetzend: Es waren die Briefe der Frau Aja, die er in unverfälschter schwäbischer Mundart vorlas. Schliesslich sind es drei Dinge, die auf die Eingangsfrage eine Antwort geben:

Was Frau Aja glücklich gemacht hat, das war einmal "diese Natur", ein unerschütterlicher Frohsinn, der sie nie verliess; resolut, praktisch und weltgewandt war sie. Es war ferner "dieses Credo", ein Glaube, der immer da ist, wenn er auch äusserlich kaum in Erscheinung tritt; und schliesslich "dieser Sohn", über den Frau Aja in fortwährender Begeisterung lebt.



Der Vortrag ist zu Ende. Der mittelgrosse Mann am Rednerpult packt seine Notizen zusammen und geht mit schnellen, fast hastigen Bewegungen an seinen Platz.

Wir beobachten ihn ein wenig ängstlich, denn für uns ist der Abend noch nicht zu Ende.

Eine Viertelstunde später sitzen wir im Ratskeller zusammen mit Albrecht Goes. Er hat uns die Hand gegeben, und auf einmal haben wir unsere Verlegenheit ganz vergessen. Denn hier ist nichts von dem, was wir gefürchtet haben, keine steife Fremdheit, sondern eine förmlich strahlende Wärme und Freundlichkeit. Das erste, was wir von ihm hören, ist eine Entschuldigung. Er sei wohl ein wenig lang gewesen, der Vortrag. Aber es wäre gar nicht anders gegangen - denn die Briefe, die durfte man doch nicht kürzen - diese Briefe der Frau Aja! Niemand hat es sonst verstanden, solche Briefe zu schreiben, höchstens Bettina, aber die "flunkerte" eben. So sagt er.

Wir sitzen vor unseren Weingläsern, und weil es uns noch ein wenig die Sprache verschlägt, strahlen wir ihn eben an, so gut wir können.

Herr Goes erzählt uns von der Arbeit an seinem Vortrag. Er hat lange daran gearbeitet. Besonders der Anfang war es. Sollte dieser Anfang ernst sein oder heiter? Und wer ihm dann geholfen hat? Mozart! Die Prager Sinfonie. Die Adagiotakte vor dem Beginn des Allegro ... Da hat er halt auch seinen Vortrag mit dem Adagio von Frau Ajas Sterben angefangen.

Fräulein Münnich freut sich. Und wir nicht minder. Trotz unseres Schweigens fühlen wir uns einbezogen in ein Gespräch. Die Gesichter hier im Dämmern hinter

den Pfeilern wirken alle ein wenig blass und wesenlos, weil sie so völlig in das eine lebendige Gesicht vertieft sind, das auch unsere Lebendigkeit aufzunehmen und wiederzugeben scheint.

"Ich bin nämlich ein versehentlich ins literarische Fach geratener Musiker, müssen Sie wissen."

Wir erfahren ein wenig von Goes' eigener Arbeit. Früher wäre ihm vieles eingefallen. Da war es leicht, zu schreiben. Heute nennt er sich selbst "schwerfällig". Gedichte entstehen in langjähriger Arbeit, oft in einem Zeitraum von fünf Jahren.

Er arbeitet allein. "Ich ertrage keinen Menschen zwischen meiner Arbeit und mir." Das zuerst mit der Hand Geschriebene tippt er dann selbst. Genauso schnell wie eine Sekretärin.

Aber oft muss er auf das Eigene verzichten. Interpretationen, Vorträge ... der Dienst am Werk anderer. "In fremden Welten rumkriechen, wenn das Eigene wartet," das ist das Schwerste. Doch Goes hält es mit Chopin, dessen Leitsatz war, "alles zu leisten im Maße des ihm Möglichen."

Wieder die Musik. Goes komponiert, wenn er schreibt. "Das Scherzo darf nicht fehlen!"

Man kann musikalische und unmusikalische Dichter erkennen an ihrer Art zu schreiben. George? Rhythmisch, aber nicht musikalisch. Rilke? Unmusikalisch. Carossa ebenfalls. So sagt Herr Goes.

Wir fragen nach den musikalischen Dichtern. "Hofmannsthal, auch wenn er keine Strauss-Libretti schrieb."

Und Goethe? Er war nicht unbedingt musikalisch. Aber er liebte die "Zauberflöte" und erkannte das Genie Bachs.

Aber weit stärker war bei ihm das Optische. Er war "das Auge schlechthin."

Von sich selbst erzählt Goes lachend das Gegenteil: "Ich sehe gar nichts!" Seine Töchter pflegten Experimente mit ihm zu machen, indem sie zu Hause irgend etwas an der Einrichtung veränderten. Gemerkt hätte er es noch nie.

Wir erfahren ein wenig über Goes' Töchter. Eine studiert in Amerika an der Harvard-Universität, die zweite befindet sich auf einer Safari in Afrika, und mit der jüngsten macht Herr Goes gerade "sein" Abitur. Zwar kann er ihr da nicht viel helfen, "nur ein wenig französisch parlieren, das ist alles. Deutsch? Das wird sie wohl selbst können!"

Die Töchter machen uns ein wenig mutiger im Fragen.

"Sind Sie dafür, Gedichte zu interpretieren?" Herr Goes wird nachdenklich. "Eigentlich nicht!" Aber hat er es nicht selbst getan? Wer einmal die "Freude am Gedicht" von Goes gelesen hat, wird diese Deutungen schwerlich wieder vergessen. "Ja, ich interpretiere. Aber ich habe immer versucht, gegen die Interpretation zu interpretieren." Und man erinnert sich, wie behutsam er an die Gedichte herangeht und dabei jedes Analysieren vermeidet.

Und schon ist er wieder bei der Musik. Musikalische Interpretation ... Er erzählt uns ein Erlebnis.

Bruno Walter dirigiert Mozarts "Kleine Nachtmusik". Herr Goes erwartet eine Musik, die er in- und auswendig kennt. Aber dann wird sie unter den Händen des grossen Dirigenten schön auf eine ganz neue, bisher ungekannte Art. - Herr Goes sieht Walter; er sieht seine Hände und

bemerkt die ganze Zeit keine Bewegung. "Nur einmal dämpft er die Streicher mit einem Beugen seines Mittelfingers."

Später lernt er Bruno Walter persönlich kennen. Der alte Dirigent ist von ergreifender Bescheidenheit und fast kindlich erstaunt, sich so geehrt zu sehen. Er sagt von sich selbst: "Früher habe ich viel von Bruno Walter gehalten, heute halte ich mehr von Mozart."

Mozart, das ist der Name, der an diesem Abend immer wieder aufklingt, gesprochen wie mit Dankbarkeit und mit dem ganz eigenen Klang, den schon der blosser Name für alle hat, die seine Musik lieben: heiter und fast zärtlich.

Dann sind wir wieder bei Goethe. "Warum konnte er Hölderlin nicht nahekommen?" Goes zieht eine Parallele: Goethe - Hölderlin, Frau Aja - Cornelia. Cornelia, die jüngere Schwester Goethes, blieb ihrer Mutter innerlich fern. Sie war schwermütig, litt unter ihrer vermeintlichen Hässlichkeit - obwohl sie wunderbare dunkle Augen hatte; sie "blühte nicht". Es war, als habe Frau Aja, die fröhliche, lebensstüchtige, so etwas wie Angst vor der Tochter empfunden, weil sie spürte, dass hier etwas war, das sich ihr völlig entzog.

Lässt sich von hier aus die Beziehung - oder Nichtbeziehung - Goethes zu Hölderlin erklären? Goethe war gewandt, von gewinnendem Wesen. Wenn er sprach, so war es "Goethe oder der Teufel". Hölderlin war anders. Er schwieg. Er war fern. Seine Studienkameraden sagten von ihm: "Wenn er kam, so war es, als ginge Apollo durch den Saal." -

Dann kommen wir auf die Modernen: Sartre, Anouilh ... Goes schüttelt den Kopf. "Ich bin alter Humanist!" Die modernen Dramatisierungen antiker Stoffe sind ihm ein Greuel. Warum? Weil das Gute verloren gegangen ist.

"Lesen Sie Sartre, lesen Sie Anouilh. Aber vergessen Sie nie: Nichts ist gross, was nicht auch gut ist!"

Wir fragen nach Shakespeare, und warum bei ihm denn selbst das Böse gross sein könne. Als Antwort - oder als Hilfe zur Selbstbeantwortung - erzählt Herr Goes uns eine Anekdote.

Goethe kam einmal zu Ohren, dass man ihn mit Tieck verglichen habe. Darauf Goethe: "Das geht denn doch nicht an. Schliesslich vergleiche ich mich ja auch nicht mit Shakespeare!"

Shakespeares Welt war gross in sich. Oft werden die grössten Weisheiten von Narren ausgesprochen, und die letzte Ordnung entsteht erst aus dem völligen Zusammenbruch. -

Dann strahlen uns noch einmal die hellen Augen aus den vielen Fältchen heraus an.

"Da rede ich nun und rede, und Sie sind gar nicht die vielen Fragen losgeworden, die Sie sicher hatten. Aber sehen Sie, wenn Sie einen Artikel über mich schreiben, lassen Sie ruhig die Zahlen weg. Die interessieren doch niemanden! Schreiben Sie ganz lässig!"

Brigitte Seidensticker

---

Die Betrachtung über "Geschenke und das Geschenk" haben wir dem Bändchen "Christtag" (Furche-Verlag/Hamburg) entnommen. Ob Albrecht Goes "Geschenk", "Brief", "Schweigen", "Gespräch" oder was auch immer sagt: wir erfahren, um wieviel Leben und wieviel Liebe wir von Mensch zu Mensch zu ungeduldig und zu unachtsam sind.

Albrecht Goes hat zum 150. Todestag der Mutter Goethes, Frau Katharina Elisabeth geb. Textor, in der Bremer

Ortsvereinigung der Goethe-Gesellschaft gesprochen. Zu dieser Feierstunde wirkten Chor und Orchester der Karlstrasse mit; Fräulein Ilse Münnich hatte ein ganz besonderes Geschenk vorbereitet (Vertonung von drei Gedichten Goethes).

Was Albrecht Goes hernach im Ratskeller noch erzählte, berichtet Euch Brigitte. Zuvor lest aber noch diesen Brief der Frau Aja ...

## "... bin vergnügt wie eine Göttin"

Franckfurth den 17. November 1786.

Lieber Sohn! Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als dein Brief aus Rom - Jubeliren hätte ich vor Freude mögen dass der Wunsch der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist - Einen Menschen wie du bist, mit deinen Kenntnissen, mit dem reinen grossen Blick vor alles was gut, gross und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muss so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen - und nicht allein dich, sondern alle die das Glück haben werden in deinem Wirkungskreis zu leben ....

Von meinem innern und äussern Befinden folgt dir ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fliesst still

dahin wie ein klarer Bach - Unruhe und Getümmel war von jeher meine Sache nicht, und ich danke der Vorsehung vor meine Lage - Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen mir nicht, so ruhig mein Körper ist; so thätig ist das, was in mir denkt - da kan ich so einen gantzen geschlagenen Tag gantz alleine zubringen, erstaune dass es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin - und mehr als vergnügt und zufrieden seyn, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht ....

Du wirst doch ehe du komst noch vorher etwas von dir hören lassen, sonst glaube ich jede Postschasse brächte mir meinen einzig geliebten - und betrogne Hoffnung ist meine Sache gar nicht. Leb wohl, Bester! Und gedенcke öfters an deine treue Mutter

Elisabetha Goethe.

# Die Geschenke und das Geschenk

Es ist gut, wenn auf dem Weg ins Kaufhaus, mitten im Dezembertag, einer die Hand uns auf den Arm legt, dämpfend und gelinde: gemach, gemach! - oder auch einmal herzlich und streng: genug, halt ein! Wenn er uns sagt, dass Weihnachten selbst zwar vom heiligen Christ, die Weihnachtsgeschenkewut aber gewiss vom alt bösen Feind erfunden worden ist; wenn er uns daran erinnert, dass wir nicht zu der Liebe verpflichtet sind, die unsre Frauen und Mütter am Abend vor dem hohen Fest müde und elend erscheinen lässt, ausgeraubt von der eiligen Sorge, leeren Nusschalen gleich ... Aber wenn wir hier nun nichts als diese Klage anstimmen wollten, so wäre nicht genug geschehen. Nein, es soll geschenkt werden auf Christtag: mit Liebe, mit Heiterkeit, mit Spieler- und Erfinderlust, mit Nachdenklichkeit.

Ja, mit Nachdenklichkeit. Was ist's, dass wir schenken mögen auf diesen Tag? Wir schenken, weil es uns treibt, einen Weg zu haben, der von einem zum andern führt. Wir schenken, weil wir uns brauchen. Wir wissen wohl, was eigentlich wir schenken sollten: uns selbst nämlich. Und wir schenken etwas von uns, weil wir uns selbst nicht schenken können. Wir schenken - schöne Dinge schenken wir; Schimmerndes, Blitzendes, Anmutiges - aber wer nur lange genug wacht und sucht und schaut, der schaut den Dingen auf den Grund, und was auf dem Grunde ruht, das ist unsre Armut...

Es soll zutage treten dürfen, dass wir bedürftig sind. "Sei dir selbst genug!" spricht die Stimme des Trolls; es ist keine menschliche Stimme. Du brauchst den andern - das ist die Menschenerfahrung, die Menschennot auch. Und die Menschenwürde. Denn in solchen Grund versenkt ist jenes zweite: du wirst gebraucht. Und indes du dir's bewusst wirst, das eine und das andere, fühlst du dein Leben befreit von all dem Termitenhaften, das ihm wieder und wieder anhängt. Zeichen gehen aus in die Nacht, Leuchtfeuer, und die Stimmen der Unsichtbaren dringen an dein Ohr. Der Kreis der Nächsten und Vertrauten, schon ist er überschritten, ein zweiter hat sich aufgetan, ein dritter erscheint am Horizont, und du bist gemeint: du bist's, der Rede und Antwort zu stehen hat, und das, was ein Wohltäter unsrer Tage, was Albert Schweitzer einmal die "zweite Aufgabe eines Menschenlebens" genannt hat, das ruft nach dir. Die zweite Aufgabe eines Menschenlebens: über jenen Ring der nächsten Pflichten und Rechte hinaus etwas zu kennen, was ausserhalb lebt, Fremdes, Fernes; und gerade dieses Fremde und Ferne zu lieben mit der Kraft eines Herzens, das nicht rechnet. Erst dann hast du das Menschenantlitz, wie es dieses Fest dir zeigen will, in Wahrheit gesehen, wenn dich, in Geben und Nehmen, das Netz der Grösse, der Sorge und der Verantwortung umschlossen hält, dessen Grenze du nicht mehr kennst.

In Geben und Nehmen. Es ist eine Kunst, wert, in ihr zur Meisterschaft zu kommen, die Kunst zu schenken: mit kundiger Hand, mit leichter Hand, mit der verschwiegenen Hand, da die Linke nicht weiss, was die Rechte tut. Es ist keine geringere Kunst, sich beschenken zu lassen. Und die Gesetze des Lebens wären schlimm verletzt, wenn einer nicht beides in einem wollte, schenken und sich beschenken lassen; wenn er so reich sein wollte, dass er nicht auch arm sein könnte und bedürftig dessen,

dass man ihn beschenkt. Lass es gelten, dass alles Geschenk, das von dir ausgeht, nur ein Hinweis sein kann, eine Andeutung, nicht ein Ersatz, aber ein Versuch, dich selber zu schenken; dass darum die Geschenke unsrer Frauen und Kinder, das Werk ihrer Stricknadeln und ihrer Farbstifte, so viel reiner Geschenk sind als alles, was so ein Mann hinter dem Ladentisch sucht und findet. Und lass es gelten, dass das, was du empfängst, nicht wettgemacht werden kann. Es soll auch nicht wettgemacht werden. Der Heilige Abend ist nicht dazu da, dass eine Art freundlicher Tauschhandel gedeihe. In jedem Geschenk, das diesen Namen wert ist, ist eines eingeschlossen wie die Mücke im Bernstein, und es ist das Schönste im Geschenk: das Unverdiente in ihm.

Was wir geben, und wär' es das pure Gold, reicht nicht zu, und was wir empfangen, haben wir nicht verdient: beides bedeutet, dass wir arme Leute sind. So sollen wir's denn sein wollen. Armen Leuten zuerst ist die Heilige Nacht geschehen. Christtag ist das Bündnis der Höhe mit dem Unscheinbaren, das Gloria über der Flüchtlingsnot, von der es heisst: "denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge", der Stern über der Finsternis vom Blachfeld Bethlehem, vom ganzen Blachfeld Welt. Und obgleich die Welt dieses Bündnis verachtet, so verachtet doch dieses Bündnis mitnichten die Welt. Hier ist die Liebe, die nun eben dies vermag, was wir so gerne vermöchten: sich selbst darzureichen. Du darfst vertrauen: Weihnachten hat ohne dich angefangen. Deine goldenen Nüsse haben's nicht geschaffen, und deine eisernen Wagen bringen's nicht zu Fall. Es ist von diesem ersten Christtag an etwas Neues in der Welt, mehr als nur eine neue Zeitrechnung oder eine neue Art von Glauben. Es kann von jener Klarheit her nicht mehr ganz dunkel, von jenem Gottesgruss her nicht mehr ganz böse werden.

"Und Er ist Fleisch geworden." Das Geheimnis der Weihnacht, es singen die schönen Stimmen dieses Geheimnis. Was singen sie dir? Was ereignet sich für dich?

Vielleicht dies: dass du auf den Heiligen Abend ein Bündel zurechtmachst für jenen fernen Fremden, den du nicht kennst und der dich nicht kennt und der nun doch in dieser deiner Gabe empfängt, was er braucht wie Brot: die Zuversicht und das Herdfeuer unter den Menschen.

Oder dies: dass unter all den erwünschten, erbetenen und erhofften Gaben die eine liegt, die du weder erbitten noch erhoffen konntest: der Gruss deines Widersachers, die Handschrift seiner Versöhnlichkeit.

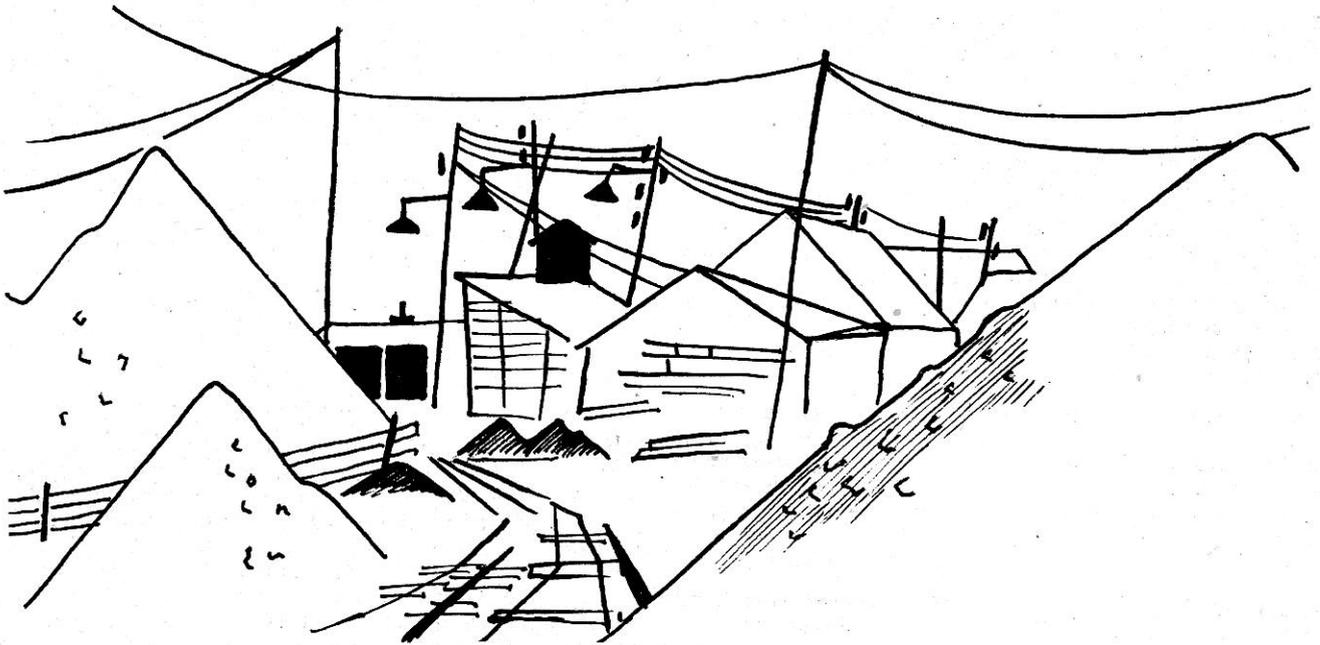
Oder dies: dass am dritten oder vierten Tag nach dem Fest, in einer frühen Abendstunde vielleicht, du plötzlich ins Zimmer trittst und der Christbaum steht im Licht. Nicht im Licht der Kerzen, in jenem Licht vielmehr, das stark und golden durchs Fenster dringt.

Es leuchtet jeder Zweig, jeder silberne Faden, jeder Apfel, jede Nuss. Das ist unser Reichtum, denkst du, unser armer Reichtum, unsre reiche Armut: diese Nüsse, diese Äpfel, dieser Schmuck und dieser Tisch. Aber das, was nun ins Zimmer getreten ist, das ist der andere Glanz, der ganz andere. Er steht uns gut für das Recht zum Vertrauen. Zum Vertrauen auf eine Kraft, die nicht arm wird, wie reich sie auch strömt.

Albrecht Goes

# Baustelle

## Trostlosigkeit, Warnung, Verheißung



Skizze nach Lichtenford: Baustelle

Seit einiger Zeit hängen in unserer Schule mehrere moderne Bilder. Drei davon sind uns für länger geliehen worden. Wir sind sehr dankbar dafür.

Diese Bilder fordern uns zur Stellungnahme heraus. Schon dadurch geschieht mit uns etwas, das Sinn hat.

Am auffälligsten ist wohl die grosse Leinwand von Alfred Lichtenford, die im Treppenhaus in nicht ganz glücklicher Weise aufgehängt ist.

Was stellt dieses Bild dar? Hier einige Antworten ....

Berge von schmutziggelbem Sand ragen zu beiden Seiten auf. Ein Lattenzaun links und die Schienenstränge in der Mitte führen zu einer Gruppe von schiefen, niedrigen Häusern und Baracken. Die Silhouetten von grossen Lampen und ein Gewirr von Masten und Leitungen heben sich hart gegen den weiten Himmel ab. Sparsam sind die Farben verteilt: Ein blaues Dach, ein rostbrauner Giebel ... ; keine der Farben hat volle Leuchtkraft.

Was für ein nüchternes Objekt hat sich der Maler gewählt! Warum malt er ein grosses Bild von einer "Landschaft", die uns alltäglich ist und die wir nicht als besonders schön empfinden? Wer eine Weile hinsieht, fühlt ein wenig von dem, was den Maler gereizt haben mag: Eine Baustelle, irgendwo am frühen Morgen; die schwarzen, leeren Fenster einer Bude; ein Schornstein, aus dem kein Rauch steigt; Schienen, auf denen keine Wagen rollen; alles, was sonst durch das Treiben der Menschen lebt, jetzt aber noch verlassen und öde daliegt.

Und doch ist das Bild nicht tot. Nicht Arbeitsgeschäftigkeit belebt die Baustelle zu dieser Morgenstunde. Die toten Dinge selbst erwachen und gewinnen Leben. Formen und Farben sprechen uns an. Wir sehen bewusster, dass die Farben weder der Sandhaufen noch der Baracken einförmig und langweilig sind; wir erkennen eine Vielzahl von Zwischentönen. Wir bemerken, dass dieses Gewirr von Linien, die sich schneiden oder auch irgendwo plötzlich abbrechen, in schönem Gegensatz zu den grossen, ruhigen Flächen steht. Wie harmonisch dieser leichte Schwung der Leitungen, die sich über dem Ganzen spannen!

Der Himmel ist von einem kühlen Grau, doch nicht eintönig. Dort, wo die meisten Linien des Bildes zusammenlaufen, haben sich dunklere Wolken zusammengezogen, die die trübe Stimmung der Landschaft verstärken.

Das Bild gefällt mir. Es lässt sich nicht mit den Werken alter Meister vergleichen. Aber das finde ich auch unwichtig. Der Wert dieses Bildes liegt in seiner Aussage. Hier soll uns keine genaue Abbildung eines Bauplatzes gegeben werden. Vielleicht kommt es nicht einmal darauf an, dass es eine Baustelle ist.

Ich finde in diesem Bilde die Schönheit, die auch in jenen Dingen liegt, die wir oft als langweilig abtun und an denen wir blind vorübergehen. Der stumpfe Sinn sieht nichts als Schmutz. Wann suchen wir einmal das Schöne auch im rein Zweckmässigen? - Diese "Baustelle" ist nüchtern. Das Bild zeigt keine romantisch verklärte Welt, keine ideale Schönheit, sondern eine sehr kühl gesehene Wirklichkeit, die voller Widerspruch ist.

Hete van Norden

Je länger ich dieser "Baustelle" gegenüberstehe, desto unheimlicher wird mir zumute. Kälte fällt von diesem fahlen Himmel; eine grosse Trostlosigkeit dringt aus den niedrigen Baubuden. Ein Schienenstrang stösst mutig in das Bild vor, doch bald verliert er sich. Es ist kein Ziel da. Er zerfällt.

In dem blauen Dach oder dem roten First ist noch ein klein wenig von der Geborgenheit, die ein Haus geben sollte. Aber jenes andere, grell weisse Haus zeigt das Gegenteil. Aus seinen grossen schwarzen Fensterhöhlen springen die ganze Leere und Verlassenheit innen. Hier täuscht nichts mehr. Die Hoffnung ist tot. Wohin sollte sich der Blick auch wenden?

Hohe, steile Sandhalden umschliessen die Baracken. Der Blick ist versperrt. Nur schmale Wege sind geblieben. Andere Wege aus die ausgetretenen gibt es nicht.

Am unheimlichsten aber ist das Gewirr der Leitungsdrähte. Wie schwarze Schicksalsfäden kommen sie von irgendwo her, laufen nebeneinander, treffen zusammen, vereinzeln sich; sie halten sich an schiefem Gestänge. Die drei schwarzen Lampentrichter hängen wie Raubvögel über den Hütten. Ich sehe die Halter der Lampen und denke an Geierhälse. Die Vögel spähen nach Verborgenen und wollen zustossen.

Menschenleer ist das Gelände, dessen Anblick keinen Stolz auf Menschenwerk aufkommen lässt; es macht flüchten. Wo lebt der Mensch noch? Hat er sich in Oasen, die er nicht erschuf, zurückgezogen? Geniesst er sie? Gleich seine Seele bereits diesem Baugelände, kalt, starr, sinnlos?

Ursula Ahrens

... Es handelt sich bei diesem Bilde nicht um eine Landschaft im eigentlichen Sinne. Dabei verstehe ich unter "Landschaft" etwas Naturgegebenes, auf das der Mensch wohl Einfluss nehmen kann, das aber aus sich ist und ohne den Menschen in sich Sinn trägt.

So gesehen wäre unser Bild die völlige Abwesenheit von Landschaft. Die Natur ist ausgeschaltet. Dies ist das nur vom Menschen Geschaffene und auf den Menschen Bezogene. Vielleicht können wir sagen: die reine Zwecklandschaft. Ihre einzige Berechtigung liegt in dem, der sie nutzt: dem Menschen.

Aber eben dieser Mensch fehlt hier. Er hat sein Werk allein gelassen. Und es wird entlarvt: es vermag aus sich nicht zu bestehen und wird sinnlos.

Aber dennoch wird das Werk von dieser Sinnlosigkeit nicht aufgehoben; es bleibt. In dieser äussersten Absurdität, in diesem von seinem Zweck verlassenen Mittel liegt für uns eine eindringliche Warnung.

Ist es denn wirklich nur eine Zwecklandschaft, die der Maler darstellen will?

Sind nicht vielleicht wir selbst gemeint, die "modernen Menschen"?

Wir wollen alles wissen, ergründen, verstehen und beherrschen. Es ist kein Winkel in uns, der nicht genutzt wäre.

Wie sieht es in uns aus, wenn wir Zweck und Ziel verlieren? Haben wir dann noch einen Sinn oder bleibt uns nur noch blosser Existenz? Liegt womöglich darin der Sinn?

Unser Leben ist unsicher und bedroht. Aber die Gefahr droht nicht von aussen; sie liegt in uns selbst.

Brigitte Seidensticker

Dieses Bild nenne ich jetzt mutig:

Baustelle 1959

Anheimelnd ist diese Baustelle nicht; eher ist sie unheimlich. Ich sehe aber auch dies: Die Feldbahngleise durch die Bildmitte führen auf eine Bude zu, die am Kreuzweg unter blauem Dach steht. Unter der roten Dachkante, vor der olivgrünen Wand ein Spalier. Um diese Bude ist Licht, das volle Licht. Am Spalier rankt nichts, noch nichts. Doch auf den Halden regt es sich schon; farbige Tupfer sind dort. Pflanzen? Oder nur Scherben? Scherben, in denen sich Licht bricht; Grün und Rot, wie Signale. Woher im farbigen Abglanz dieses Licht?

Die Menschen ruhen von ihrer Arbeit. Es ist noch vor Tag. Bald wird das Galgengestänge verschwinden; der Tag wird auch diese strangulierenden Drähte und diese Krallen über den Lampen wegnehmen.

Wo Licht ist, wird gewartet, auf einen ersten, auf einen letzten. In der Hütte, auf die alles zuführt, ist einer wach. Gelingen ist dem Werk verheissen. Der Wächter, der im Gelände war, hat jetzt ein weisses Tuch auf den Tisch gebreitet.

T

*Ein erfolgreiches neues Jahr wünscht die Redaktion*



# Habenhäuser

## VOLLKORNBROT

die Grundlage für gesunde Ernährung

75 JAHRE



BREMEN - Schlüsselkorb 24 - Tel. 25427

- Makro- und Mikrooptik -

Wo kaufen die Mädels  
ihr Sportzeug?

Natürlich bei

**Sporthaus Schlüter**

BAHNHOFSTRASSE 7

Lieferung sämtlicher Schulbücher



BREMEN, AM WALL 161 · TELEFON: 29373

Seit 1864

# Bartels

DAS HAUS FÜR GUTE MUSIK

BREMEN

Schlüsselkorb 12 · Fernruf 25989

**Prospekte**

**Preislisten**

**Zeitschriften**

**Familiendrucksa chen**

**Briefbogen**

**Kataloge**

**Vervielfältigungen**

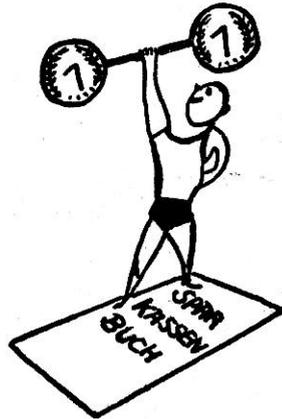
**Tabellen**

# Offset - Hansa

Bremen

Töferbohmstraße 29 · Telefon \*26957

**Ein  
Spar-  
Konto**



*macht stark*

**DIE SPARKASSE IN BREMEN**

Schulsparen in fast allen Bremer Schulen

**Hermann E. Duden**

Telefon 301360

301370

**BIRKENSTRASSE 38**

**Alles für die Malerei**

**Blumen Wagenföhr** nachf.

Inh.: A. Hansen

BREMEN · FERNRUF: 302075

Hillmann-Passage und Birkenstr. 44



*Moderne Blumen- u. Kranzbinderei*

*Dekorationen und Brautschmuck*

*Geschenke*

*mit persönlicher Note*

aus der

**Drogerie Thelen & Böhmann**

Bremen, Bahnhofstraße 12

Fernsprecher 30 15 83

**FRISEUR KLEINDIEK**

*Elegante Damensalons*

Hillmann-Passage

Hotel Columbus

Gartenstadt Vahr

*Spezialist in modischen Haarschnitten*

**TANZSCHULE** *Eichentopf*

Bremen, Brillecke (Wührmann-Haus),

Ruf 44 68 55 · Bürozeit: 11-14 Uhr, 17-20 Uhr



Geprüfter Tanzlehrer im A. D. T. V., Mitglied im FFMPD, Paris, Trainer im Grün-Gold-Club, Bremen.

Unterricht in modernem, gepflegtem Gesellschaftstanz für Schüler der bremischen Oberschulen.



**Beginn d. Kurse:** In d. Woche vom 4.-10. Jan. 1959

Auskunft und Anmeldung ab sofort.

Übungstanztee jeden Sonntag von 16-19 Uhr, in den Räumen der Tanzschule.